

Jenny Erpenbeck (Knaus)
Gehen, ging, gegangen

О романе (не для перевода)

Die illegalen Afrikaner haben definitiv Glück gehabt, als sie in Berlin einen Hungerstreik organisieren, von dem Richard, Witwer und emeritierter Altphilologe, zwar erst durch die Fernsehnachrichten erfährt, den er aber zuvor mit eigenen Augen gesehen und nur nicht wahrgenommen hat, weil bisher das Thema Asylbewerber ihn nicht beschäftigt hat.

Seit diesem Tag ist es anders, und Richard freundet sich mit den Männern an, die durch ihre Aktion eine zeitweilige Duldung erreicht haben, aber jetzt dringend jemanden benötigen, der ihnen im Alltag hilft. Die Fremden kommen ihm nahe, er nimmt ihre individuellen Biografien wahr und ergreift für sie Partei.

Da sie in Italien angekommen und dort registriert worden sind, müssen sie auch dort ihre bürokratischen Angelegenheiten erledigen: die Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis, die Arbeitsgenehmigung. Und sie müssen auch irgendwann ganz dorthin zurück.

Der Roman traf bei seinem Erscheinen thematisch und atmosphärisch ins Schwarze und darf daher hier nicht fehlen. Wie bei den meisten in dieser Anthologie vereinigten Texten wirkt auch er melancholisch und leicht elegisch, was in diesem Fall durch die Figur des ehemaligen Lateinprofessors motiviert ist. So wirkt auch die absurde To-Do-Liste eher schwermütig als sarkastisch. Die Bilder und Vergleiche in diesem Textausschnitt lohnen genaueres Hinsehen.

10. Eine Vorladung

S. 104 - 113

Einen Tag vor Silvester fällt Schnee. Richard hat für Raschid, Apoll und Ithemba, die alle drei, wie er inzwischen weiß, am 1. Januar Geburtstag haben, Winterpullover in verschiedenen Farben zum Geburtstag gekauft. Als er mit der großen Einkaufstüte in der Hand eben vom Eingang zum Haus hinüber über den Hof stapfen will, erkennt er in der Gestalt, die in der Kälte auf der Bank sitzt, den Dünne. How are you? Good. Ist es nicht zu kalt, um hier draußen auf einer Bank zu sitzen? Ich habe auf dich gewartet. Woher sollte der Dünne, den er seit Wochen nicht gesehen hat, wissen, dass er ausgerechnet heute über den Hof kommen würde? Egal.

Can I show you something?

Sicher.

Der Dünne zieht aus der Brusttasche seiner Jacke eine Vorladung zur Polizei: *Zur erkennungsdienstlichen Behandlung.*

Was ist denn passiert?, fragt Richard.

Sie haben mich vorgestern am Alexanderplatz kontrolliert und gesagt, das sei nicht ich auf dem Foto.

Der Mann auf dem Foto sieht wirklich ganz anders aus, aber vielleicht war der Dünne nicht immer so dünn wie jetzt. Richard liest den Namen: Karon Anubo.

Du heißt wirklich Karon?

Ja, sagt der Dünne.

Polizeirevier Mitte, Zimmer 104, Fr. Lübcke, Mo-Fr 9 bis 16 Uhr ohne vorh. Anmeldung, steht auf dem Papier.

Ich bring dich mit dem Auto, sagt Richard.

Es ist Stau in der Stadt, so wie immer, wenn in Berlin zum ersten Mal im Jahr Schnee fällt, Straßenbahnen stehen mit geöffneten Türen irgendwo auf den Schienen, Autofahrer schreien sich an. Hier und da hört man ein scharfes Pfeifen und kurz darauf die Explosion einer Rakete, weil manche die Silvesternacht nicht abwarten können. Anderthalb Stunden fährt Richard mit Karon querdurch Berlin, von Spandau bis zum Polizeirevier Mitte, biegen Sie rechts ab, biegen Sie links ab, fahren Sie geradeaus über den Kreisverkehr, zweite Ausfahrt.

Danke, dass du mich bringst, sagt Karon, ich hätte mir sonst eine Fahrkarte kaufen müssen.

Hast du kein Monatsticket?

Normally I send 150 Euro to my mom, my sister and my brothers. Aber diesen Monat habe ich noch einmal 50 Euro extra geschickt, weil mein Bruder sich bei der Arbeit auf dem Feld mit der Cutlass geschnitten hat und ins Krankenhaus musste.

Das tut mir leid. Aber hätte nicht irgendwer anders ihm helfen können?

Culture, sagt der Dünne.

Kultur?

Das heißt, es gehört sich so: Der älteste Sohn muss für die Familie sorgen.

Wegen seiner Frau war Richard als Angehöriger einmal bei einem Treffen der Anonymen Alkoholiker gewesen, auch die Männer und Frauen dort hatten sich solche Geschichten erzählt, die immer an irgendeinem einfachen Punkt anfangen, und immer beim Schwierigen endeten. Da gab es den Hamster, der entwischt war und nun nicht hinter der Schrankwand hervorkommen wollte, die Schrankwand musste komplett auseinandergelassen werden. Und was lag im untersten Fach, wo man schon seit Jahren nicht mehr hingeschaut hatte, hinter der Wäsche? Unzählige leere Flaschen, dort versteckt in der Zeit der Sucht. Und dann war der Durst plötzlich wieder da.

Indirekt sind die Wirkungen, nicht direkt, denkt Richard, wie er es in der letzten Zeit schon öfter gedacht hat.

Wie alt ist dein Bruder?

Dreizehn, sagt der Dünne.

Polizeirevier Mitte, auf der Vorladung steht: *Mo-Fr 9 bis 16 Uhr, ohne vorh. Anmeldung.* Als sie anlangen, ist es Dienstag, 15.25 Uhr. Aber Frau Lübcke, sagt die Frau am Anmeldefenster, ist heute nicht da. Warum nicht? Ist auf Außendienst. Hier steht aber: *Mo-Fr, 9 bis 16 Uhr ohne vorh. Anmeldung.* Richard ärgert sich so, dass er das »vorh.« abgekürzt spricht, so wie es dasteht, er bellt das »h« durch das perforierte Sprechsieb hindurch. Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass Frau Lübcke nicht da ist. Und jetzt? Müssen Sie nochmal wiederkommen, tut mir leid. Und wenn Herr Anubo jetzt allein hierhergefahren wäre? Von Spandau? Hin und zurück, Zone A und B? Es tut mir sehr leid. Es tut der Polizeibeamtin nicht leid, und schon gar nicht sehr leid, das kann Richard sehen, aber Frau Lübcke jedenfalls ist nicht zu sprechen.

Als sie wieder in Spandau anlangen, ist es schon dunkel, nach einer Geburtstags- Vorfeier mit drei Jubilaren ist Richard jetzt nicht mehr zumute, schon auf der Rückfahrt hat er beschlossen, die Pulloverübergabe ins neue Jahr zu verschieben. Bevor er den Dünne vor dem Heim aussteigen lässt, sitzen sie noch ein paar Minuten im Auto und reden.

Wenn ich nach dem Interview nicht in Deutschland bleiben kann, sagt Karon, wo soll ich dann hingehen? Wo soll ich in Italien eine Arbeit finden? Wie soll ich meine Mutter und meine Geschwister ernähren? Wo auf der Welt ist der Platz, wo ich mich in Ruhe zum Schlafen hinlegen kann? Das Problem ist sehr groß, sagt Karon. Ich habe keine Frau und keine Kinder, sagt er – ich bin klein. Aber das Problem ist sehr groß, es hat eine Frau und viele, viele Kinder.

Die Afrikaner müssen ihre Probleme in Afrika lösen, hat Richard in letzter Zeit häufig Leute sagen hören. Hat Leute sagen hören: Dass Deutschland überhaupt so viele Kriegsflüchtlinge aufnehmen, sei sehr großzügig. Im gleichen Atemzug sagen sie: Aber wir können nicht ganz Afrika von hier aus ernähren. Und sagen außerdem: Die Armutsflüchtlinge und Asylbetrüger nehmen den wirklichen Kriegsflüchtlingen, das heißt also den Kriegsflüchtlingen, die auf direktem Wege nach Deutschland kommen, die Plätze in den Asylbewerberheimen weg.

Die Probleme lieber in Afrika lösen. Richard stellt sich einen Moment lang vor, wie ein Erledigungszettel für die Männer, die er in den letzten Monaten hier kennengelernt hat, dann aussehen müsste.

Während auf seinem eigenen Zettel zum Beispiel stünde:

- *Monteur für Reparatur Geschirrspüler bestellen*
- *Termin beim Urologen ausmachen*
- *Zahler ablesen*

würde auf der Erledigungsliste für Karon stattdessen stehen:

- *Korruption, Vetternwirtschaft und Kinderarbeit in Ghana abschaffen*

Oder bei Apoll:

- *Klage gegen den Konzern Areva (Frankreich) einreichen*
- *neue Regierung in Niger einsetzen, die sich durch ausländische Investoren nicht bestechen oder erpressen lässt*
- *unabhängigen Tuareg-Staat Azawad gründen (mit Yussuf besprechen)*

Und bei Raschid stünde da:

- *Christen und Muslime in Nigeria miteinander versöhnen*
- *Boko Haram davon überzeugen, die Waffen niederzulegen* Zuletzt sollten Hermes, der Analphabet mit den goldenen Schuhen, und Ali, der zukünftige Krankenpfleger, sich gemeinsam um diese beiden Aufgaben kümmern:
- *Verbot von Waffenlieferungen an Tschad (USA und China)*
- *Verbot, im Tschad Erdöl zu fördern und außer Landes zu bringen (USA und China)*

Sag einmal, fragt Richard Karon, wie groß müsste ein Grundstück in Ghana sein, von dem sich deine Familie dort selbständig ernähren könnte?

Karon überlegt einen Moment und sagt dann: Ein Drittel vom Oranienplatz etwa.

Und wieviel würde das kosten?

Karon überlegt wieder und sagt: Ich denke, zwischen 2000 und 3000 Euro.

Noch im Sommer vor anderthalb Jahren hätte Richard sich beinahe ein Surfbrett gekauft (1495,- Euro), aber bevor er sich hatte entscheiden können, war schon der Herbst dagewesen, und im letzten Sommer, nachdem der Mann im See ertrunken und nicht mehr aufgetaucht war, hatte ihm natürlich nichts ferner gelegen als der Kauf eines Surfbretts. Dagegen wäre der Kauf eines staubsaugenden Roboters (799,- Euro) sicher auf jeden Fall eine gute Idee, auch einen Video-Beamer für die Filmabende mit seinem Freund Andreas, der bald aus der Kur zurückkommen wird, könnte er gut gebrauchen (1167,- Euro). Wenn Christel noch am Leben wäre, hätten sie sich zu Weihnachten vielleicht gemeinsam eine neue Videokamera geleistet (1545,- Euro) oder ein Tablet mit ausreichendem Speicherplatz (709,- Euro), das man auf Reisen leichter mitnehmen könnte als den Computer – aber das waren Dinge, auf die er leicht auch verzichten konnte. Dagegen stand sein Plan, im Frühling endlich einen sogenannten Aufsitzrasenmäher zu kaufen (999,- Euro bis 2999,- Euro), eigentlich fest.

Jedenfalls bis vor fünf Minuten.

Wie groß, hast du gesagt, ist deine Familie?

Meine Mutter, meine Schwester und zwei jüngere Brüder.

Also vier Personen?

Ja.

Was würden sie auf so einem Grundstück anpflanzen?

Plantains, Cassava.

Und damit wären sie unabhängig?

Einen Teil der Ernte würde meine Mutter verkaufen oder gegen andere Dinge eintauschen, die sie braucht, und der Rest wäre für die Familie selber zum Essen.

Was würdest du sagen, wenn ich dir für deine Familie ein solches Grundstück kaufe?

Richard erwartet nun einen vielleicht zuerst ungläubigen, dann vor Begeisterung fassungslosen, aber schließlich ganz und gar glücklichen Afrikaner, einen Afrikaner, der vor Erleichterung Luftsprünge macht, Richard umarmt oder zumindest vor Rührung in Tränen ausbricht.

Nichts aber von alledem geschieht.

Karon ist ganz ruhig und sehr ernst und sieht so aus, als ob er angestrengt nachdenkt.

Du müsstest dir zumindest um deine Familie keine Sorgen mehr machen.

Karon sagt immer noch nichts.

Was ist das Problem?

Es dauert ein Jahr, bis man zum ersten Mal ernten kann.

Karon hat recht.

Aber noch etwas anderes versteht Richard in diesem Moment: dass Karons Sorgen ihn schon so aufgefressen haben, dass er sogar Angst davor hat, zu hoffen.

Und dann ist das neue Jahr da. Die zwanzigjährigen Freundinnen der zwanzigjährigen Freundin von Peter haben getanzt und getrunken, haben sich über Frisuren unterhalten, über den neuen Film, der im Kino »International« läuft, über den Schnurrbart einer Popsängerin, über Bands, von denen Richard noch nie gehört hat, aber auch über Richard Wagner, Harry Potter, Kierkegaard, Virginia Woolf, schöne Männer und das neue Einkaufszentrum am Alex. Haben einigen der vorhandenen Gäste Zungenküsse gegeben, dann zu fortgeschrittener Stunde gestritten, eins von den Mädchen ist kurz vor Mitternacht in Tränen ausgebrochen und musste von ihrer besten Freundin getröstet und in den Arm genommen werden, einer von den jungen Männern hat zu viel getrunken und ist beim Hinausgehen auf den Balkon über die Schwelle gestolpert, ist hingefallen, hat geblutet und brauchte noch knapp im alten Jahr ein Pflaster quer über die Nase. Wie lang ist es her, dass Richard so jung war? Sein Freund Peter hat gute Figur gemacht, hat mit seiner Freundin, die auf den schönen Namen Marie hört, zum Queen-Song »We are the Champions« getanzt, und Richard hat sich gefragt, ob Marie einfach nur so nett ist, die Musik zu spielen, die ihren über dreißig Jahre älteren Freund an seine Jugend erinnert, oder ob ihr das Lied wirklich so gut gefällt.

Während pünktlich um 12 Uhr die Sektkorken knallen, Gäste sich um den Hals fallen, Raketen abgeschossen und Wunderkerzen geschwenkt werden, steht Richard einfach nur da und fragt sich, was das eigentlich ist: so ein Jahresanfang. Noch nie hat er so recht verstanden, was in der entscheidenden Sekunde eigentlich von einem abfällt – während das andere, das man noch nicht kennen kann, einem plötzlich ganz nah kommt. Früher hat er manchmal versucht, sich um Mitternacht auf die Zukunft, die in diesem Augenblick eingetreten zu sein schien, zu konzentrieren. Aber wie konzentriert man sich auf etwas, das man noch nicht kennt? Wer wird sterben? Wer wird geboren werden? Je älter er wurde, desto dankbarer war er dafür, dass es ihm ebensowenig wie anderen Menschen gegeben war zu wissen, was sein wird.

Der erste Tag in diesem neuen Jahr ist ein Mittwoch. Die meisten Beamten der Berliner Ausländerbehörde haben daher beim Übergang vom alten zum neuen Jahr die Gelegenheit genutzt, mit nur zwei Urlaubstagen beinahe eine ganze Woche Ferien zu gewinnen. Erst am Montag, dem 6. Januar, betreten sie wieder ihre Büros und drehen das Rädchen auf dem Jahresstempel um eine Zahl weiter, blättern in Ordnern und Papieren, tippen dies und tippen das, verschicken am Dienstag einige Briefe. Am Mittwoch, dem 8., treffen im Spandauer Heim und auch im Friedrichshain und im Wedding die Listen mit den ersten 108 Namen derer ein, die am Freitagmorgen, dem 10., ihr bisheriges Heim verlassen sollen, um zum Beispiel nach Magdeburg, oder in ein Kontainerwohnheim am Rande von Hamburg oder in ein bayrisches Bergdorf zurückzukehren, wo sie vor etwa zwei Jahren in Unkenntnis der europäischen und der deutschen Regelungen mehr oder weniger zufällig einen Antrag auf Asyl gestellt haben. Von wo sie vor zwei Jahren nach Berlin aufgebrochen sind, um gegen das Gesetz, das ihnen den Aufbau einer selbständigen Existenz und sogar den Ortswechsel innerhalb Deutschlands während des Asylverfahrens verbietet, zu protestieren. Das Gesetz ist noch immer das Gesetz und hat nun am Freitag ab acht Uhr seine große Stunde. Zwar darf man die Flüchtlinge, deren Namen auf der Liste stehen, nicht zwangsweise in den oder jenen abgelegenen Ort, der für sie zuständig ist, transportieren, aber zumindest die Räumung der bisher von ihnen bewohnten Zimmer in den Berliner Heimen ist nun von Gesetzes wegen Sache der Polizei.

< ... >

Eine Grenze, denkt Richard, kann also auch plötzlich sichtbar werden, kann plötzlich an einem Ort erscheinen, wo sonst nie eine war – was in den letzten Jahren an den Grenzen Libyens ausgefochten wurde oder an den Grenzen Marokkos oder Nigers, findet nun mitten in Berlin-Spandau statt. Wo es zuvor nur irgendein Haus, einen Bürgersteig, einen Berliner Alltag gab, wuchert plötzlich so eine Grenze, schießt ins Kraut, unvorhergesehen wie eine Krankheit.

Auf der Silvesterfeier hat ihm sein Freund Peter, während sie beide auf dem Balkon von Mariés Freundin standen und in die Dunkelheit des alten Jahres blickten, die bald die Dunkelheit eines neuen Jahres sein würde, davon erzählt, dass für die Inka das Zentrum des Universums nicht ein Punkt gewesen sei, sondern eine Linie, an der die zwei Hälften des Universums aneinanderstießen. War auch das, was Zentrum des Universums nicht ein Punkt gewesen sei, sondern eine Linie, an der die

zwei Hälften des Universums aneinanderstießen. War auch das, was Richard hier am Eingang des Asylbewerberheims sah, vielleicht eine solche Linie? Waren auch die beiden Gruppen von Menschen, die sich hier gegenüberstanden, so etwas wie die zwei Hälften eines Universums, die eigentlich zusammengehörten, und deren Trennung dennoch unüberwindlich war? War der Graben zwischen ihnen tatsächlich bodenlos tief und entfesselte deshalb so heftige Turbulenzen? Und verlief er zwischen Schwarz und Weiß? Oder zwischen Arm und Reich? Oder zwischen Fremd und Freund? Oder zwischen denen, deren Väter nicht mehr am Leben waren, und denen, deren Väter noch lebten? Oder zwischen denen mit den geringelten Haaren und denen mit glatten? Oder zwischen denen, die ihr Essen *Fufu* nannten, und denen, die *Gulasch* dazu sagten? Oder zwischen denen, die gern gelbe, rote und grüne T-Shirts anzogen, und denen, die sich lieber einen Schlips umbanden? Oder zwischen denen, die gern Wasser tranken, und jenen, die Bier lieber mochten? Oder zwischen der einen Sprache und der andern? Wieviel Grenzen gab es überhaupt in einem einzigen Universum? Anders gefragt, was war die wirkliche, eine, entscheidende Grenze? Vielleicht die zwischen tot und lebendig? Die zwischen dem Sternenhimmel und dem Klumpen Erde, auf dem er täglich umherlief? Zwischen dem einen Tag und dem andern? Oder die zwischen Fröschen und Vögeln? Zwischen Wasser und Erde? Zwischen Luft, in der man Musik hörte, und Luft ohne Musik? Zwischen dem Schwarz eines Schattens und einem Grillkohlen-Schwarz? Zwischen dreiblättrigem und vierblättrigem Klee? Zwischen Fell und Schuppen? Oder millionenmal die zwischen innen und außen, wenn man jeweils einen einzigen Menschen oder ein einziges Tier oder eine einzige Pflanze als ein Universum ansah? Richard vertrug sich mit seinen Organen, hatte seinen Frieden gemacht mit dem rohen Fleisch in seinem Innern, das ihn am Leben hielt, ihn, mitsamt seinen Gedanken über Helenas Schönheit oder über die beste Art, eine Zwiebel zu schneiden.

Zieht man all diese möglichen Grenzen in Betracht, scheint Richard der Unterschied zwischen dem einen Menschen und dem anderen dagegen eigentlich lächerlich gering, und ist es vielleicht gar kein Graben, der sich hier am Eingang eines Asylbewerberheims in Berlin plötzlich auftut, und gibt es auf dieser Ebene des Universums vielleicht gar keine Verschiedenheit und keine zwei Hälften, denn immerhin geht es nur um ein paar Pigmente in dem Material, das von allen Menschen in der jeweiligen Sprache *Haut* genannt wird, und dann wäre die Gewalt, die sich hier gerade zeigt, durchaus nicht der Vorbote eines Sturms im Zentrum eines Universums, sondern beruhte nur auf einem absurden Missverständnis, das die Menschheit entzweit und sie davon abhält, sich klarzumachen, um wieviel länger der Atem eines Planeten im Vergleich zum Atem eines jeden von ihnen ist. Ob man Hose und Jacke aus einer Kleidersammlung am Leibe trägt, einen Markenpullover, ein teures oder ein billiges Kleid oder eine Uniform plus Helm und Visier, ist man darunter doch immer nackt, und wird sich, wenn es gut geht, vielleicht ein paarmal an der Sonne gefreut haben oder am Wind, am Schnee oder am Wasser, wird vielleicht das eine oder andere Gute gegessen oder getrunken haben, wird vielleicht irgend jemanden geliebt haben und vielleicht wiedergeliebt worden sein, bevor man stirbt. Was in der Welt wächst und fließt, reicht längst schon für alle, und dennoch findet hier, das sieht Richard an den zwanzig Mannschaftswagen, offenbar ein Überlebenskampf statt. Sollte die Polizei hier tatsächlich für diejenigen Deutschen im Einsatz sein, die so arm sind, dass sie zum Fest nur gestohlene Gänsebraten auftischen können? Eher doch nicht, denkt Richard, denn sonst hätte er längst schon vor der oder jener Bankfiliale 20 Mannschaftswagen sehen müssen und Polizisten in voller Montur, um die Manager, die Milliarden veruntreut haben, herauszutragen. Ja, denkt er, was hier vor sich geht, sieht wie Theater aus, und es ist auch Theater - ist eine künstliche Front, die eine andere, wirklich existierende Front verdeckt. Das Publikum brüllt aufs Stichwort nach Opfern, und die Gladiatoren tragen aufs Stichwort ihr wirkliches Leben in die Arena. Hatte man ausgerechnet in Berlin schon wieder vergessen, dass eine Grenze sich nicht nur an der Größe des Gegners bemaß, sondern ihn auch erschuf?

< ... >

Glück gehabt! / hrsg. u. eingeleit. von Andreas Steppan. - 1. Aufl. - Ufa : Selbstverlag Ufa, 2016. - 132 S. - (Eine Anthologie : 12 lesenswerte Romane, die 2015 in Deutschland erschienen sind. [Auszüge])